

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 4

Artikel: Franz Schubert : zum 100. Todestag des Tondichters (19. November)
Autor: Hayek, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Martini.¹

Von Meinrad Lienert.

Mys Bhalts² isch more Frytig.
 Es wird sant Marti sy.
 O helge Landesvater,
 Was goht au für nes Gschnatter
 Dur's Chilchli us und i!
 Zys uf Zys und Zyseszys!
 Fienered³ d' Gygli ume;
 Und dr Baß tuot brummle:
 Martini, Martini!

Mer hend 's ganz Johr us krottned⁴
 Und übelglitte au.
 Hend gschwizt und dämpft im Summer.
 's ist Hagel cho und Chummer,
 As frisches Göffli au.
 Zys uf Zys und Zyseszys!
 Fienered d' Gygli ume;
 Und dr Baß tuot brummle:
 Martini, Martini!

Aus der prächtigen Sammlung: „'s Schwäbelpfiffli“. Verlag von H. R. Sauerländer,arau.

- ¹) Martinsfeiertag (Zinstag); ²) Meines Wissens; ³) Streichen; ⁴) Sich abgearbeitet; ⁵) Haar lassen;
⁶) Schnapstoffee; ⁷) Fest aneinander.

Um Martistag, no Chiles,
 Do lached d' Herre eis.
 He, d' Zysli sind jo zytig.
 Si orned is e Quittig
 Und ässed süspäckseiß.
 Zys uf Zys und Zyseszys!
 Fienered d' Gygli ume;
 Und dr Baß tuot brummle:
 Martini, Martini!

Und ist dr Frytig ume,
 Wird's üs au wider bas.
 As Suli muoß st hoore.⁵
 Mer haued em uf d' Ohre
 Und lüted mit em Glas.
 Späck und Würst, äs Dächis⁶ au;
 's Tänzli drüberabe.
 Schaß, hüt nemmer 's bhabe,⁷
 's ist zysed, 's ist zysed!

Franz Schubert.

Zum 100. Todestag des Dondichters. (19. November.)

Von Max Hayek.

Er lebte vom 31. Januar 1797 bis zum 19. November 1828 — das sind 31 Jahre und etwa 10 Monate — eine kurze Zeit also, um wenigstens mehr als der Aufgang eines Lebens. Aber was er an Werken hinterließ, war viel, sehr viel. Hier eine ungefähre Aufzählung: neun Opern (worunter fünf unvollendete), zwei Singspiele, neun Ouverturen, neun Symphonien (worunter eine unvollendet und eine verschollen), fünf Messen, viele Kammermusikwerke, Chöre, kleinere Werke und etwa achthundert Lieder. Schubert war 13 Jahre alt, als ihn Salieri, sein Lehrer, ein Genie nannte, das alles kann; er war 13, als er sein erstes Lied „Sagars Klage“, 14 als er eine Reihe von Messesätzen, eine Symphonie (in D-dur) und die Lieder „Des Mädchens Klage“, „Der Vatermörder“, „Der Jüngling am Bache“ („Ach, aus dieses Tales Gründen“), „Thekla“ und „Der Taucher“, 17, als er „Schäfers Klage“ und das Meisterwerk „Gretchen am Spinnrad“ schrieb. Am 19. August 1815 entstanden gleich vier Lieder

— worunter das „Heideröslein“ —, am 15. Oktober des gleichen Jahres acht Lieder. Man denkt an das Wort Richard Wagners, der sagte, dieser Schubert müsse gewesen sein wie ein Schwamm, aus dem Musik läuft, wenn man daran drückt.

Alles, was Schubert schuf, schuf er spontan, in einem Zuge, unter der Gewalt der Eingebung. Er offenbarte eine schöpferische Kraft, die nicht leicht ihresgleichen hatte, aber man erkennt daraus, daß ein Leben, das sich solcherart verbraucht und verbrennt, nicht lange währen kann. „Wen die Götter lieben, den nehmen sie früh zu sich!“ — das alte Wort bestätigte sich an Schubert, wie es sich an Mozart bestätigt hatte. Sie beide, der göttliche Sänger des Lichts und der Liebe aus Salzburg und der zauberische Melodiker aus Wien: sie hatten ihr Lebenswerk geleistet, als der Erlöser Tod — denn zu beiden war er als Erlöser gekommen! — ihr Unsterbliches der kummervollen Erde entführte und in die heimatlichen Reiche der ewigen Freude trug. Ja, Schubert hatte der



Schubert im Alter von 28 Jahren. Bild von Krieger.

Menschenwelt genug zugegeben: er durfte fort. „Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz!“ so lautete Grillparzers Grabschrift für Schubert, „aber noch viel schönere Hoffnungen!“ Dies war das Wort trauervoller Resignation vor dem dunklen undurchdringlichen Geschick, über das der Mensch keine Gewalt hat.

Schuberts Werk, der „reiche Besitz der Tonkunst“, der ganze reiche Besitz, ist heute, 100 Jahre nach Schuberts Tod, noch immer erst der Besitz weniger auserwählter Menschen, die ihn mit der Leidenschaft der wahrhaft Suchenden für sich gehoben haben. Professor Richard Specht, der Wiener Musikschriftsteller, konnte mit Recht von einem „unpopulären“ Schubert sprechen, denn Schubert ist es ja wirklich noch. Wer kennt die A-moll-Sonate, wer die B-dur, wer die vierhändige F-moll-Phantasie, wer die sechs Symphonien (neben den beiden in h-dur

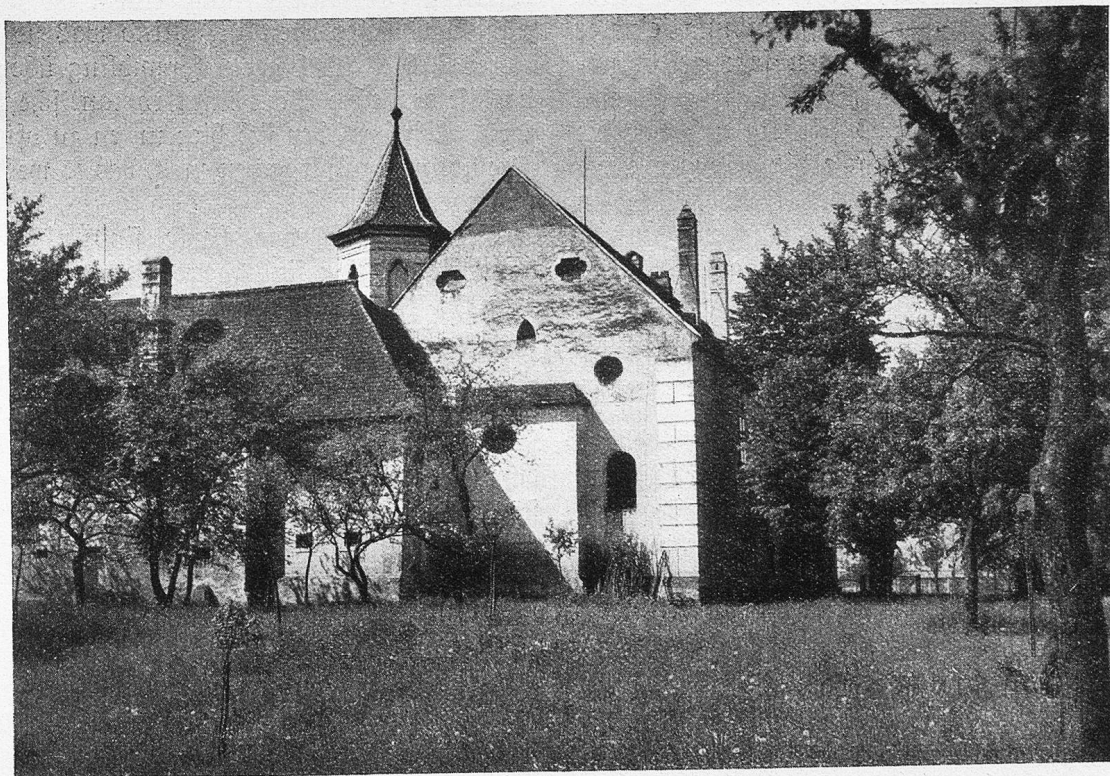
und h-moll), wer die Messen? Wer die anderen kaum je zu Gehör gebrachten Wunderwerke dieses Wundermannes? Wenige, Auserwählte, wie gesagt. Volksgut, Hausgut der Deutschen, sind nur die Lieder Schuberts geworden — eine Anzahl Lieder, die immer wieder gesungen werden. Bekannt ist dann vor allem — neben den Impromptus, der Ballettmusik aus „Rosamunde“, dem Moment musical, dem Militärmarsch und den Deutschen Tänzen und dem Forellenquintett —, bekannt ist außer diesen oft gespielten Stücken dann nur noch die „Unvollendete“, die H-moll-Symphonie mit dem süßen Thema ihres ersten Satzes, dessen bezwingende Melodie immer wieder entzückt. Allerdings, es gibt ein Werk, das Schubert bei den Deutschen sehr, zu sehr populär gemacht hat: „Das Dreimäderlhaus!“ Ja, dieses Opus von tüchtiger Maché hat Franz Schubert in Deutschland wahrhaft populär gemacht. Wir sehen ihn darin als hilflosen, weichmütigen, weltfremd verlegenen Musikus, der unglücklich liebt und es in alle Rinden schneiden möchte. Einige der duftigsten Blüten vom Melodienbaum des unsterblichen

Franz wurden gepflückt, um dieses fragwürdige Haus tönend auszuquieren — und wirklich zeigte sich, daß ein armes Genie, das zeitlichen Not und Sorge bedrängten, nachgehorene Singspielerzeuger mit schweren Geldern, mit Milliarden beschenken kann.

Schubert ist das Abendrot des Tages genannt worden, dessen Sonne Beethoven hieß. Überhaupt wird Schubert gerne mit Beethoven verglichen und als ein Meister bezeichnet, der bei längerer Schaffenszeit den Titanen erreicht, wenn nicht gar übertroffen hätte. Ein solches Urteil ist gewagt, wie denn vergleichende Urteile über Genies fast immer gewagt sind. Jedes große und wahrhafte Genie läßt sich nur mit sich selbst vergleichen. „In seinen Liedern herrscht er über ein Reich, das vor ihm keines Sterblichen Fuß betrat. Seine Instrumentalmusik erscheint mir als die blühendste Provinz

im Weltreiche Beethovens!“ — dieses schöne und feine Wort, ein Wahrwort, rührt von dem berühmten Pianisten Moritz Rosenthal her, der damit eine treffende Kennzeichnung des Schubert'schen Lebenswerkes geben konnte. Denn wenn Beethoven der trotzige Kämpfer, der prometheische Typ des Künstlers ist, der mit gewaltiger Faust dem Schicksal in den Rachen greifen will, wenn sich in ihm der Deutsche nördlicherer Prägung offenbart, der Mann mächtiger, gewitterhafter Entladung und schweren, gedankenvollen Ernstes, so ist Schubert, der Süddeutsche, der Österreicher, der Wiener, heiter, liedfroh, tänzerisch, ein Genie der Lyrik, ein schwärmerischer Romantiker. Dort, wo Beethoven weich wird, ist er noch immer härter als der gemütvollste Schubert, der auf der melodischen Woge singend hinschwebt. Schuberts eigentlichstes Reich ist also das Lied. Hier gelingt ihm das Vollendetste, hier ist er der alles überragende Meister, hier, als Sänger des Liedes, hat er das Höchste erreicht, was ein Künstler erreichen kann, und das ist: daß sein Werk ins Volk dringt, daß es im Herzen des Volkes lebt. Schubertlieder wie „Der Lindenbaum“, „Das Heideröslein“, „Die Forelle“, „Das Wandern“ sind ins Volk gedrungen,

leben im Herzen des Volkes. „Der Lindenbaum“ insbesondere, oder das „Ständchen“ würden als deutsche Volkslieder auch noch leben, wenn der Name dessen, der sie zuerst aufschrieb, in Vergessenheit geriete. Und welch ein Meister der Form ist dieser „Fürst der Lieder“, wie man ihn gerne nennt! Wie da oft wenige Noten tiefste Wirkung üben, wie da oft durch klangliche Untermalung die Atmosphäre des Wortes, wie die Empfindung, die es weckt, bis zu ihrer letzten Tiefe ausgeschöpft wird! Was für ein Maler ist Schubert! Der berufene Lieddichter dichtet ein Gedicht zu Ende! Man könnte sagen: Schubert habe „Wanderers Nachtlied“, die Harfnergedichte, den „Musesohn“, den „Erkönig“ oder „An Schwager Kronos“ von Goethe erst zu Ende gedichtet! Wie interessant auch zu beobachten, wie das Genie Schuberts sich erst am Texte des Genies entzündet. Ein guter Kerl, wie es der Wiener Schullehrersohn vom Himmelpfortgrund in Liechtental gewesen ist, hat er sich nicht lange bitten lassen und gelegentlich Verse in Musik gesetzt, die kaum verdient hätten, von ihm in Musik gesetzt zu werden. So kamen Texte zu einer Bedeutung, die sie sonst wohl kaum erlangt hätten. Aber wie wurden Flammenkräfte lebendig, wie maß sich



Gartenfront von Schloß Altenbrugg, wo Schubert mit seinen Freunden manches Fest feierte.

Eccossaise

Lieschen Dir mit Joseph Eccossaise
Joseph Dir auch auf und Hof!
+ . Joseph Haydn

Ein Stammbuchblatt Schuberts.

Geist an Geist, wenn Schubert einmal ein Gedicht wie etwa den „Schwager Kronos“ von Goethe in die Hände bekam! Dann blieb das Wiener Kind aus dem Volke dem Weimarer Minister, der ihm für die Zusendung einiger der herrlichsten Kompositionen seiner Dichtungen (worunter auch der „Erkönig“) nicht einmal gedankt hatte, nichts schuldig und hob die Verse in die tumultuarische Feuersphäre eines ungeheueren Temperamentes. „Wahrlich, in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!“ hatte Beethoven von Schubert gesagt. Und hatte damit nur gesagt, was jeder fühlt, der Ohren hat, um Schubert'sche Musik hören zu können.

Als der Maler Moritz von Schwind vom Tode Schuberts, seines Jugendfreundes, gehört hatte, schrieb er an Schober: „Schubert ist tot und mit ihm das Heiterste und Schönste, was wir hatten. Ich habe um ihn geweint, wie um

einen meiner Brüder.“ Der Romantiker verstand den Romantiker. Aber Romantik ist ja nichts anderes als Sehnsucht nach dem Wunderbaren, Verlangen nach einem Reich, das nicht von dieser Welt ist. „Und was sie reden, leerer Schall, ich bin ein Fremdling überall!": das ist das echte Wort eines romantischen Dichters. Schubert, der sich hier unten zu oft einen Fremdling gefühlt haben mag, hat es wehmütig gesungen.

Wir Menschen von heute sind nicht mehr romantisch. Wir sind sogar Gegner der Romantik. Unsere Kunst steht im Zeichen der neuen „Sachlichkeit“. Aber unsere Seelen sind deshalb nicht tot. Und erst bis unsere Seelen einmal tot sind, wird auch die Romantik tot sein. Aber das wird nie sein. Niemals. Und darum wird auch Schuberts Musik niemals sterben. Diese göttliche Musik, geboren aus der göttlichen, unsterblichen Seele.

Die Macht des Gesanges.

Von Friedrich Schiller.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungeflüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,

Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.